

Ulrike Becker

Schiffbruch inbegriffen

Scheitern und wie es danach weitergeht

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen



Auch als E-Book erhältlich:
ISBN 978-3-7655-7394-1

© 2016 Brunnen Verlag Gießen
www.brunnen-verlag.de

Umschlagillustration: Macrovector/shutterstock.com

Umschlaggestaltung: Olaf Johannson, spoon design

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-7655-4292-3

Wenn unsere Pläne und Visionen an den Klippen der Realität zerschellen

Es gibt Dinge in unserer Gesellschaft, über die man nicht spricht. Oder nur wenn es sich gar nicht mehr vermeiden lässt. Das Scheitern von Lebenszielen, beruflichen Plänen oder freiberuflichen Unternehmungen gehört dazu.

Wer scheitert, hatte Pläne, Träume, wollte etwas bewegen und erreichen. Pläne, die ihm über den Kopf gewachsen sind, die er nicht zu Ende bringen konnte. Er muss wohl etwas falsch gemacht haben ... oder er war der Aufgabe nicht gewachsen, so denken wir. Auf jeden Fall hat er (oder sie) es nicht geschafft. Kein Erfolg. Die Pläne alleine zählen in einer Leistungsgesellschaft nicht. Was zählt, sind Ergebnisse und Gewinne. Scheitern bedeutet, die Zielvorgaben nicht zu erreichen und an den eigenen Vorstellungen oder den äußeren Erwartungen und Maßstäben zu zerbrechen.

Wenn wir solche Niederlagen erleiden, zerbersten all unsere Träume, Pläne und Unternehmungen, so wie ein Schiff an einem Felsen zerschellt. Denn das war die ursprüngliche Bedeutung von „scheitern“. Das Wort stammt aus der Sprache der Seeleute im 17. Jahrhundert, als Schiffe noch aus Holz gebaut wurden. Wenn in einer Schiffskatastrophe so ein hölzerner Rumpf auf ein Riff auflief, dann zersplitterte das Holz in unzählige „Scheite“ (ein Wort, das wir heute nur noch vom behag-

lichen Kaminfeuer kennen). Das Schiff war „gescheitert“ und mit ihm auch die Hoffnungen und Unternehmungen der Menschen auf diesem Schiff. Und die Pläne all derer, die das Schiff auf die Reise geschickt hatten – der Reeder, der Handelsgesellschaften, der Eroberer und Entdecker, der stolzen Kriegsherren und der demütigen Religionsflüchtlinge. All ihre Ziele mit einem Schlag zerborsten – gescheitertes Holz in der tosenden See.

Glücklich, wer da noch ein Rettungsboot findet.

In diesem Buch möchte ich Ihnen erzählen, wie meine Familie und ich Scheitern erlebt haben, und möchte zugleich diesem Thema, über das man nicht spricht, eine Stimme geben. Ich möchte fragen, was Scheitern ausmacht, was es mit uns macht und auch, wie wir damit umgehen können. Mit unseren Enttäuschungen und Fehlern, unseren Emotionen, unserer Ohnmacht, den Scherben unserer Existenz.

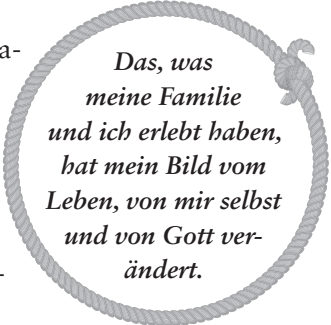
Doch Scheitern ist mehr als nur ein grausamer Schicksalsschlag. Ich bin durch eigenes Erleben zu der Überzeugung gekommen, dass dieses Zerbrechen auch eine Chance ist – nicht nur eine persönliche, sondern auch eine Chance für unsere Gesellschaft, die verlernt hat, mit Misserfolg und Krisen umzugehen. Wie können wir durch unser Scheitern menschlich und geistlich wachsen? Was braucht es, damit aus dem Scheitern – das sich wahrlich niemand wünscht und das auch ich niemandem wünsche – eine positive, kraftvolle Erfahrung wird?

Und vielleicht die wichtigste Frage: Wie steht eigentlich Gott zu unserem Scheitern? Wie sieht er uns, die Menschen, die gescheitert sind?

Das, was meine Familie und ich erlebt haben, hat mein Bild vom Leben, von mir selbst und von Gott verändert. Es hat mich Dinge wie Lebenssinn und Lebensfreude, Gemeinschaft, Geben und Nehmen, Bedürftigkeit und Reichtum mit neuen Augen sehen lassen. Bei allem, was wir verloren haben, habe ich auch Dinge gewonnen, die ich auf keinen Fall missen möchte.

Dieses Buch soll ein Buch für die Praxis sein: für Menschen, die selbst an irgendeinem Punkt ihres Lebens gescheitert sind; für Menschen, die anderen in ihren Lebensbrüchen zu Seite stehen; für Menschen, die noch mitten im Aufbruch sind und sich fragen, ob wohl alles gut gehen wird ...

Doch weil es nicht leicht ist, über solche Erfahrungen ganz offen und ungeschützt zu sprechen, möchte ich Sie zunächst einladen, sich mit mir auf eine Reise zu begeben – mit einem Schiff, das so niemals über die Weltmeere gefahren ist. Nennen wir es die *Princess Hope*, die Prinzessin Hoffnung. Lassen Sie uns gemeinsam den hoffnungsvollen Aufbruch, die Reise und das Scheitern dieses Schiffes durchleben.¹ So können wir uns diesem schwierigen Thema in einer Weise annähern, die niemanden überfordern muss. Weder Sie als Leser, die



*Das, was
meine Familie
und ich erlebt haben,
hat mein Bild vom
Leben, von mir selbst
und von Gott ver-
ändert.*

¹ Die Seefahrt-Kundigen unter meinen Lesern bitte ich zu entschuldigen, wenn sich in meiner Geschichte nautische Fehler finden. Ich habe mich so gut, wie es mir als Laie möglich war, über nautische Begriffe sowie über Segelrouten und Schiffskatastrophen der damaligen Zeit kundig gemacht, aber es ist sicher nicht alles „wasserdicht“.

möglicherweise an eigene Erfahrungen erinnert werden, noch mich als Autorin, die nicht nur in ihrer Rolle als christliche Beraterin schreibt, sondern Ihnen auch einen ganz persönlichen Einblick gewähren möchte.

Die Geschichte der *Princess Hope*

Stellen Sie sich einen der großen Seehäfen Englands vor – irgendwann Anfang des 19. Jahrhunderts. Auf den Zufahrtsstraßen und Anlegestegen herrschte bereits seit dem frühen Morgen geschäftiges Treiben. Am Quai lag ein Segelschiff vor Anker. Mit ihren drei Masten und ihrem eleganten Rumpf war die *Princess Hope* bestens für eine Atlantiküberquerung geeignet und diente sowohl als Handelsschiff als auch für den Transport von Passagieren. Neben dem Schiff standen Pferdegespanne beladen mit Fässern und Kisten. Die Matrosen brachten gerade die letzte Ladung unter Deck, bunkerten Wasser und Proviant und bereiteten das Schiff für die Reise vor. An der Reling standen einige Passagiere und warfen einen letzten Blick auf die alte Heimat, der sie in wenigen Stunden für immer den Rücken kehren würden. Ihr Ziel war Amerika, das Land, auf das sie all ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Heute war der große Tag – der Tag des Aufbruchs.

Während die Passagiere erwartungsvoll und frohgemut dem Beginn ihrer Reise entgegenfieberten, traf sich ein missmutiger Kapitän für eine letzte Besprechung mit dem Reeder. Eigentlich hätte das Schiff schon eine Woche früher lossegeln sollen, um noch vor dem Anbrechen der ersten Herbststürme die sicheren Küstenregionen Neuenglands zu erreichen. Doch einige der kostbaren Waren, mit denen die Handelsgesellschaft in Amerika hohe Profite zu erzielen hoffte – Tee, Gewürze und edle Tuche –, waren erst verspätet aus Asien eingetroffen. So musste

Kapitän Summers mit seinem Schiff wohl oder übel im Hafen bleiben. Nun war es bereits September. Die Route durch den Nordatlantik galt ab November als zu gefährlich für die Schifffahrt. Doch die Reise der *Princess Hope* würde auf dieser Route mindestens zehn Wochen dauern, da das Schiff gegen den Wind kreuzen musste. Darum hatte Kapitän Summers seinem Reeder vorgeschlagen, die sicherere Südroute zu nehmen. Auf ihr würde das Schiff relativ ruhig und zügig Richtung Karibik segeln und müsste dann allerdings entlang der Küste der Südstaaten der USA zurück nach Neuengland fahren. Unter den gegebenen Umständen wäre dies zwar der längere, aber auch der deutlich sicherere Weg, Passagiere und Ladung nach Boston zu transportieren. Doch der Reeder wollte davon nichts hören. Der Herbst sei dieses Jahr besonders mild und bei ruhiger See könne die *Princess Hope* die verloren gegangene Zeit problemlos wettmachen, bevor die Herbststürme anbrächen.

Von alledem ahnten Passagiere und Mannschaft nichts. Sie genossen die warme Spätsommersonne und freuten sich über die angenehme Brise, die eine ruhige Überfahrt verhiieß.

Endlich war es so weit: Kapitän Summers nahm seinen Posten ein. Kommandos schallten über das Deck. Die Gangway wurde eingeholt, die Leinen losgemacht, die ersten Segel gesetzt. Langsam setzte sich die *Princess Hope* in Bewegung und glitt aus dem Hafenbecken. Am Pier winkten Menschen, ein letzter Blick, ein letzter Gruß – dann nahm das Schiff Fahrt auf und fuhr hinaus aufs offene Meer.

Die ersten Tage der Reise verliefen äußerst erfreulich. Die Passagiere genossen die frische Brise an Deck, während die Mannschaft routiniert ihre Arbeit verrichtete. Ein beständiger Wind trug die *Princess Hope* ruhig über den sanften Ozean. Der elegante Rumpf schnitt mühelos durch die Wellen.

Zwar lag bereits eine herbstliche Kühle in der Luft, doch angesichts der guten Winde war nun auch Kapitän Summers wieder zuversichtlicher, die im Hafen mit dem Beladen des Schiffes verloren gegangene Zeit einholen zu können. Er liebte das Meer und wogenden Wellen und lebte jedes Mal auf, wenn sein Schiff – sein „Mädchen“, wie er es zärtlich nannte – die Anker lichtete. So war er immer wieder zu einem kurzen Plausch mit seinen gut gelaunten Passagieren aufgelegt und die Stimmung an Bord hätte nicht besser sein können.

Nach einigen Wochen erreichte die *Princess Hope* jene Regionen des Atlantischen Ozeans, die zu dieser Jahreszeit für ihre schweren Stürme berüchtigt waren. Das Wetter wurde von Tag zu Tag rauer. Der Wind peitschte über das regennasse Deck. Die Passagiere verbrachten nun die meiste Zeit unter Deck. Viele litten unter Seekrankheit.

Um sich abzulenken und die endlos langen Stunden unter Deck erträglich zu machen, erzählten sie sich von dem, was sie in ihrer alten Heimat alles erlebt hatten, und von ihren Träumen und Hoffnungen für die neue Heimat – für Amerika, jenes scheinbar grenzenlose Land, von dem man sagte, jeder könne dort sein Glück machen.

Nur vom Seemannsgarn der Matrosen wollte keiner der Passagiere etwas wissen. Zu unheimlich klangen die

Geschichten von Geisterschiffen im Nebel und Seeungeheuern, die Schiffe mit Mann und Maus verschlangen.

Das Schiff hob und senkte sich mit den Wellen, die sich an manchen Tagen wie Berge aufzutürmen schienen. Auch die Matrosen konnten nur noch mit schwerem Ölzeug ihrer Arbeit nachgehen und hatten an manchen Tagen Mühe, sich in den Rahen zu bewegen und das Segeltuch unter Kontrolle zu bekommen. Kapitän Summers ahnte, dass nun jeder Tag zur Herausforderung werden würde. Er hoffte inständig, sein Schiff möge nicht in einen jener berühmten Monsterstürme geraten, in denen Wellen von über dreißig Metern über einem Schiff zusammenschlugen und es erbarmungslos in die Tiefe rissen.

Doch dann schien genau das zu drohen. Eines Morgens braute sich im Westen eine gewaltige Sturmfront zusammen. Kapitän Summers wusste sofort, dass dies eines jener Unwetter werden könnte, über die die Seeleute so schaurige Geschichten erzählten. Um das Schlimmste zu verhindern, änderte er den Kurs und versuchte, den Kern des Sturmtiefs zu umsegeln. Diese Maßnahme brachte sein Schiff zwar zunächst aus der unmittelbaren Gefahrenzone, trug die *Princess Hope* aber zugleich noch weiter nach Norden – dorthin, wo der Labradorstrom immer wieder gewaltige Eisschollen Richtung Süden führte.

Das Wetter blieb unbeständig und rau. Um überhaupt gegen die stürmische See anzukommen, musste die *Princess Hope* gegen den Wind kreuzen und kämpfte sich Seemeile um Seemeile durch die hohen Wellen. Die verloren gegangene Zeit einzuholen war inzwischen völ-

lig undenkbar geworden. Kapitän Summers musste froh sein, wenn er sein Schiff in der normalen Fahrtzeit heil bis vor Neufundland bringen konnte. Wenn sie dort erst einmal die felsigen Klippen von Cape Spear umschiffen hatten, konnten sie entlang der Küste von Nova Scotia relativ sicher in Richtung Boston Harbour segeln. Doch noch waren sie mitten auf dem Atlantischen Ozean. Um nicht mit umhertreibenden Eismassen zu kollidieren, ließ Kapitän Summers den Ausguck Tag und Nacht besetzen – bei den Temperaturen ein echter Knochenjob.

Der Matrose im Ausguck gähnte und reckte sich, um Müdigkeit und Kälte abzuschütteln. Seit Stunden bereits hielt er Wache und starrte hinaus in die dunkle Nacht auf der Suche nach möglichen Eisbergen. Nun deutete ein fahles Grau am Horizont den kommenden Morgen an.

Der Mann wusste genau, dass Kapitän Summers diese Aufgabe stets den jungen Seeleuten anvertraute, deren Augen noch gut waren. Und er wollte seinen Kapitän nicht enttäuschen. Schließlich war es seine erste Fahrt auf der *Princess Hope* und unter dem Kommando des erfahrenen Kapitäns. So starrte er weiter hinaus auf die Wellen und war doch zugleich froh über die ersten Anzeichen der herannahenden Dämmerung, die das Ende seiner Wache ankündigten. Bald würde die Glocke auf dem Schiffsdeck acht Glasen schlagen und dann konnte er sich endlich in seine Koje hauen.

Doch was war das? Dort, voraus? Da hob und senkte sich etwas mit den Wellen. Nicht spitz wie ein Eisberg, sondern eher rund und grau. Vermutlich nur Wale. Ja, nur Wale. Kein Grund zur Sorge. Kein Grund, Alarm zu

schlagen und alle aus dem verdienten Schlaf zu reißen. Nur Wale.

Der junge Seemann lehnte sich müde zurück und entspannt Muskeln und Sinne.

Als er kurze Zeit später seinen Blick noch einmal auf die vermeintlichen Wale richtete, durchfuhr ihn ein Schrecken. Was er in der Dämmerung für die runden Rücken einer Walgruppe gehalten hatte, war nichts anderes als ein Eisberg, der auf seinem Weg aus dem Polarmeer von Wellen und Wasser rund gewaschen worden war. Wie hatte er das nur übersehen können, ging ihm noch durch den Kopf. Dann schrie er, so laut er konnte: „Eisberg steuerbord voraus!“

Die Passagiere unter Deck wurden von einem dumpfen Schlag, der das ganze Schiff erzittern ließ, aus dem Schlaf gerissen. Gebannt horchten sie auf. Einen Augenblick schien es, als würde die Zeit stillstehen, dann hörten sie Kommandos über das Deck schallen. Mit einem Mal war das schlaftrunkene Schiff hellwach. Sie vernahmen das Kommando zum Reffen der Segel. Sie hörten die eiligen Schritte der Matrosen und vernahmen, wie sich die Anspannung in lautem Fluchen Bahn brach. Schon machte sich Panik breit.

Kapitän Summers, der unter Deck gewesen war, um sich ein wenig von den Strapazen der stürmischen Nacht zu erholen, hatte nach der Kollision mit dem Eisberg nur Sekunden gebraucht, um auf Deck zu erscheinen und das Kommando vom ersten Offizier zu übernehmen. Sofort ließ er die Segel streichen, um die Fahrt zu verringern, und schickte Männer unter Deck, um die Schäden zu

melden. Mittschiffs war ein Leck entstanden, eine klaffende Wunde im hölzernen Rumpf. *Gott sei Dank war das Leck nicht groß. Gott sei Dank hatte er bereits vor Anbruch der Nacht einen Teil der Segel reffen lassen, damit das Schiff keine zu schnelle Fahrt aufnahm. Und Gott sei Dank hatte der Eisberg keine zu scharfen Kanten gehabt und war auch nicht mit voller Wucht mit der Princess Hope kollidiert, da der erste Offizier noch den Befehl zum Beidrehen gegeben hatte.* Das waren die Gedanken, die dem Kapitän in diesem Moment durch den Kopf gingen.

Kapitän Summers atmete ein wenig auf. Wenn er jetzt keinen Fehler machte, würde sein Mädchen mit einem blauen Auge davonkommen. Der Kapitän schickte Matrosen und auch einige Passagiere an die Pumpen und wies den Schiffszimmermann an, das Leck behelfsmäßig zu schließen. Der erfahrene Seemann machte seine Arbeit gut und so drang nur noch wenig Wasser ins Schiff.

Trotzdem war nicht daran zu denken, mit voller Kraft weiterzusegeln, denn dann würde der Druck auf den angeschlagenen Schiffsrumpf zu groß. Die *Princess Hope* befand sich zu diesem Zeitpunkt nordöstlich von Neufundland. Da eine ungehinderte Fortsetzung der Reise unter den gegebenen Umständen unmöglich war, bestand die einzige Hoffnung darin, mit kleiner Fahrt den nicht allzu fernen Hafen von St. John's anzulaufen, der um diese Zeit noch eisfrei sein sollte. Mit Glück müsste es möglich sein, den Schaden dort zu reparieren, um den Kampf gegen die brausende Wintersee mit einem einigermaßen gesunden Schiff fortzusetzen.

So steckte Kapitän Summers den neuen Kurs ab.

Mühsam kämpfte sich die *Princess Hope* voran. Mit jedem stürmischen Tag drang wieder etwas mehr Wasser in den Rumpf des stolzen Schiffes. Die Männer an den Pumpen waren Tag und Nacht im Einsatz. Es gab kaum noch jemanden an Bord, dessen Kleider und Gepäck nicht vom Salzwasser durchnässt waren. Auch im Laderaum waren durch die eindringende Nässe teilweise schwere Schäden an den kostbaren Waren zu verzeichnen.

Dann, eines Morgens, meldete der Ausguck: „Land in Sicht!“ In der Ferne hob sich ein etwas dunklerer Streifen vom fahlen Grau des Himmels ab. Vom Ruf des Matrosen aufgeweckt, eilten einige der Passagiere und Seeleute an Deck. Hoffnung keimte auf. Kapitän Summers begutachtete den vor ihnen liegenden Küstenstreifen durch sein Fernrohr. Er kannte die Konturen gut. Schon mehrfach war er an diesen Felsen vorbeigesegelt. Keine Frage, dort vorn am Horizont lag Neufundland. In einigen Stunden würde das Schiff die Küste erreicht haben.

Doch der Tag, der so aussichtsreich begonnen hatte, blieb den Reisenden nicht lange freundlich gesonnen. Während die *Princess Hope* der rettenden Küste entgegensegelte, ereignete sich, was viele Seeleute noch mehr fürchteten als die saganumwobenen Seeungeheuer. Über dem Küstenstreifen bildete sich eine lang gezogene weiße Nebelbank, die sich langsam auf Land und Fels und Meer herabsenkte. Schon bald war von den schroffen Felsen nichts mehr zu sehen.

Kapitän Summers ließ die Rahsegel reffen, um Fahrt

herauszunehmen, und schickte Männer an den Bug, die die Wassertiefe ausloten und nach möglichen Hindernissen Ausschau halten sollten. Die Küste war in dieser Region schroff, sodass jeder Navigationsfehler unweigerlich in einer Katastrophe enden konnte. Das wusste der erfahrene Kapitän. Doch er hatte keine Wahl. Er musste sein leckendes Schiff durch den schmalen Wasserweg zwischen dem Signal Hill auf der einen und Fort Amherst auf der anderen Seite führen. Dahinter lag der sichere Hafen von St. John's.

Das Leuchtfeuer von Signal Hill war nicht zu sehen, so sehr Kapitän, Offiziere und Mannschaften ihre Augen auch anstrebten. Das Schiff war inzwischen von der Nebelwand eingeschlossen. Kapitän Summers hatte den Kurs nach St. John's abgesteckt, als noch kein Nebel über der Küste gelegen hatte. Doch seitdem waren einige Stunden vergangen und entlang der Küste gab es tückische Strömungen. War die *Princess Hope* überhaupt noch auf Kurs?

Gerade als der Kapitän sich diese Frage stellte, gellte vom Bug ein panischer Schrei: „Klippe voraus!“ Zum Abdrehen war es zu spät. Das Letzte, was Kapitän Summers sah, bevor das Schiff mit einem lauten Krachen auf den Fels auflief, war das entsetzte Gesicht seines Steuermanns.

Dann ging alles ganz schnell. Tödlich getroffen neigte sich die *Princess Hope* zur Seite. Durch den geborstenen Rumpf nahm sie so schnell Wasser auf, dass an ein Abpumpen nicht mehr zu denken war. Der Kapitän wusste instinktiv, dass er seinem Mädchen diesmal nicht mehr

helfen konnte. Nun gab es nur noch eines zu tun: Passagiere und Mannschaft so schnell wie möglich von Bord zu bringen.

Kapitän Summers gab den Befehl, das Schiff aufzugeben und die Rettungsboote zu Wasser zu lassen. Schnell schickte er seinen zweiten Offizier mit einigen Matrosen unter Deck. Die Männer sollten sicherstellen, dass sich alle Passagiere sofort an Deck begaben, um in die Rettungsboote zu steigen. Alles Gepäck musste zurückgelassen werden.

Inzwischen hatte sich das Schiff so weit geneigt, dass die Menschen Mühe hatten, auf dem nassen Holz nicht abzurutschen. Mühsam klammerten sie sich an Takelage und Reling und stolperten auf die bereit gemachten Rettungsboote zu. Nicht jeder erreichte das rettende Ziel. Einige verloren den Halt, stürzten ins Meer und wurden augenblicklich von der tosenden Brandung verschluckt. Die, die es zu den Booten schafften, hatten Mühe, im Auf und Ab der Wellen auf die Rettungsboote umzusteigen. Nicht wenige verletzten sich dabei. Es dauerte nur etwa eine Viertelstunde, bis die einst so seetüchtige *Princess Hope* so viel Wasser geschluckt hatte, dass der Rumpf ganz unterzugehen drohte. Noch drückte der Wind sie gegen den Felsen, doch schon bald würde der Rumpf vom Felsen abgleiten und für immer in der tosenden See verschwinden.

Kapitän Summers zögerte keine Sekunde. Er befahl, die Boote vom Schiff abzustoßen und in sichere Entfernung vom kenternenden Schiff zu bringen. Wer jetzt noch an Bord war, musste sich in die Fluten stürzen und zu den Booten schwimmen. In Panik weigerten sich manche der letz-

ten noch an Bord befindlichen Passagiere, in die tosende See zu springen. Verständlich, denn die Gefahr war groß, mit der nächsten Welle gegen den Fels oder das Schiff geschleudert zu werden. Doch es blieb keine Wahl. Und so stießen die Matrosen die Leute über die Reling und sprangen anschließend selbst hinterher. Der Letzte, der auf diese Weise das Schiff verließ, war Kapitän Summers.

Immer wieder wurde der Kopf des jungen Matrosen von den Wellen unter die Wasseroberfläche gedrückt. Prustend schnappte er nach Luft, bevor die nächste Welle über ihm zusammenschlug. Die Boote entfernten sich vom Wrack, das er hinter sich auf dem Felsen ächzen hörte. Nicht mehr lange, dann würde sie untergehen – die stolze *Princess Hope*. Und der Sog des sinkenden Schiffes würde alles mit in die Tiefe ziehen, was sich in seiner Nähe befand. Er musste es einfach schaffen. Er musste weg von diesem Schiff. Seine einzige Hoffnung lag vor ihm – dort, wo die Boote wie Nusschalen im Meer schaukelten. Die „Prinzessin“ hinter ihm konnte ihm keine Hoffnung mehr geben. Im Gegenteil, jetzt wäre sie sein Verderben.

Der Kapitän hatte es in eines der Rettungsboote geschafft. Mit letzter Kraft hatte er sich an die Bordwand geklammert, während seine Matrosen ihn ins Boot zogen. Er hustete und würgte das Salzwasser heraus, das er geschluckt hatte.

Dann drehte er sich um und blickte auf die traurige Gestalt seiner Prinzessin. Im nächsten Moment hob eine gewaltige Welle sie vom Felsen. Man hörte das Aufstöhnen des geschundenen Rumpfes, der nun, da der Fel-

sen ihn nicht mehr trug, mit einem markerschütternden Ächzen auseinanderbrach. Noch einmal erzitterte die *Princess Hope*, dann brach der Großmast aus seiner Verankerung und kippte mitsamt der Takelage ins Meer. Wer jetzt noch in der Nähe des Schiffes war, hatte keine Chance mehr. Was vom Rumpf des stolzen Seglers übrig war, rollte zur Seite und verschwand mit lautem Tosen im Meer. Für einen kurzen Moment war die See dort, wo das Schiff untergegangen war, völlig glatt – so als wolle sie eine Gedenkminute für ihr Opfer halten. Doch schon im nächsten Augenblick schlugen die Wellen über der Stelle zusammen und außer Trümmerteilen erinnerte nichts mehr an das, was gerade geschehen war.

Die Überlebenden in den Booten erwachten aus ihrer Schockstarre. Wie gebannt hatten sie für einen Augenblick alles um sich herum vergessen und den Untergang der *Princess Hope* verfolgt. Nun regte sich erneut Panik unter den Menschen.

Die Boote waren durch das untergehende Schiff voneinander getrennt worden. Während einige scheinbar Kurs auf die Küste nahmen, wurden andere offenbar von der Strömung erfasst und auf die offene See hinausgetragen. Als Kapitän Summers die Gefahr erkannte, drängte er den kläglichen Rest der auf seinem Boot befindlichen Mannschaft, sich mit aller Kraft in die Riemen zu legen, um der tückischen Strömung, die das Schiff zurück nach Norden tragen würde, zu entkommen.

Doch die Männer waren zu erschöpft und die Strömung zu stark. Mit jeder Welle wurden sie ein Stück weiter fortgetragen. Allmählich entfernte sich die rettende

Küste immer weiter von ihrer schaukelnden Nusschale. Die Matrosen kämpften gegen die See an. Stunde um Stunde ruderten sie, bis schließlich die Dunkelheit über dem Boot hereinbrach.

Glücklicherweise war der Himmel kaum von Wolken bedeckt und auch die Nebelbank über der Küste hatte sich gelichtet. So konnte Kapitän Summers sich an den Sternen orientieren und einen ungefähren Kurs festlegen, der sie zurück nach Neufundland bringen würde. Er ließ das kleine Notsegel setzen, damit die Ruderer sich ausruhen konnten. Wenn sie gegen den Wind kreuzten, konnten sie zumindest ihre jetzige Position halten. Und vielleicht konnten sie sogar wieder ein Stück näher an die Küste heransegeln. Und mit viel Glück konnten sie es vielleicht sogar in die Nähe bewohnter Küstenabschnitte schaffen. Wenn dann noch jemand an Land das winzige Segel entdecken würde, dann ...

Kapitän Summers wagte nicht, so viel zu erhoffen. Die Wahrscheinlichkeit, dass ihnen hier draußen zu dieser Jahreszeit jemand zur Hilfe kam, war verschwindend klein. Aber das durfte er sich auf keinen Fall anmerken lassen. Um seiner Passagiere und Mannschaft willen musste er Zuversicht zeigen. *Bloß nicht überlegen, wie schlimm es werden könnte*, dachte er. *Du darfst es dir nicht anmerken lassen. Sonst ist alle Hoffnung verloren.*

Die Nacht schien endlos. Das Meer hatte sich beruhigt und trotzdem klatschte mit jeder Welle etwas Wasser ins Boot, das sie unablässig mit Eimern zurück in die See befördern mussten. Einige Frauen und Kinder kauerten sich in ihren feuchten Kleidern im Bug zusammen, wäh-

rend die Matrosen das Segel bedienten. Der Kapitän trug dafür Sorge, dass niemand einschlief, denn wer sich jetzt dem Schlaf ergab, würde bei dieser Kälte nie wieder erwachen.

Nach endlosen Stunden schien der Himmel ein wenig heller zu werden. *Konnte es sein, dass diese schreckliche Nacht endlich zu Ende ging? Was würde der Morgen bringen? Würde darauf ein weiterer hilfloser Tag in der unbarmherzigen See folgen? Wie lange konnten sie das durchhalten? Würde dann wieder eine Nacht wie diese über sie hereinbrechen?* Keiner an Bord, der nicht von solchen und ähnlichen Fragen geplagt wurde.

Das dunkle Grau, das die Menschen in der kleinen Nusschale umgab, wurde heller. Ab und zu hörten sie Möwen kreischen. *Ein gutes Zeichen, dachte der Kapitän, dann sind wir immer noch in der Nähe der Küste. Wir haben noch eine Chance. Der Kampf ist noch nicht verloren.*

Nachdem die Sonne aufgegangen war, konnten sie tatsächlich am Horizont den schmalen Streifen Land ausmachen, an dem ihr Schiff zerschellt war. Doch so sehr sie sich auch bemühten, sie schafften es mit ihrem kleinen Segel nicht, der Strömung auch nur eine halbe Seemeile abzurufen. Eine halbe Seemeile – in ihrer Lage wäre das schon ein enormer Fortschritt. Eine halbe Seemeile könnte den Unterschied bedeuten zwischen Tod und Leben. Doch aus eigener Kraft schafften sie nicht einmal dies.



Der junge Matrose hatte sich auf eines der Boote retten können, das sich südlich des sinkenden Schiffes befunden hatte. Nun kämpften er und seine Kameraden sich in dem schmalen Streifen strömungsfreien Wassers in Richtung St. John's vor. Es gelang ihnen, bis Einbruch der Nacht ein gutes Stück voranzukommen. Nun waren sie so nah an dem rettenden Hafen, dass sie das Leuchtfeuer von Signal Hill ausmachen konnten. Die ganze Nacht ackerten sie an den Rudern und machten sich gegenseitig Mut. Doch als der Morgen anbrach, mussten auch sie erkennen, dass sie nur wenig vorangekommen waren. Ihre Kräfte hingegen waren restlos erschöpft. Im Boot machte sich Hoffnungslosigkeit breit. Wo sie in der Nacht noch mit dem Mut der Verzweiflung gekämpft hatten, trat jetzt eine lähmende Ohnmacht ein. Die schroffe Küste neben ihnen war unbewohnt. Kein Haus, kein Pfad, nicht einmal eine Schafherde war zu sehen. Wer sollte sie hier finden?

Während alle anderen mutlos auf die steilen Klippen starrten, tastete der junge Matrose mit seinen Augen das Meer ab. Wenn es Hoffnung gab, musste sie dort zu finden sein. Vielleicht war ja noch einer der großen Walfänger unterwegs nach St. John's, bevor der Winter selbst diese hartgesottenen Seeleute an Land hielt.

Und tatsächlich, dort, etwa zwei Seemeilen nordöstlich von ihrer Position, tauchte am Horizont ein Segel auf. „Ein Schiff! Da ist ein Schiff!“, brüllte der Matrose. Alle fuhren abrupt herum. Ihre Bewegung brachte das kleine Boot ins Schaukeln. Gebannt blickten sie in die Richtung, in die der junge Mann wies.

Der zweite Offizier, der auf diesem Rettungsboot das Kommando hatte, befahl sofort, das kleine Segel zu setzen, und gab einen Kurs vor, auf dem sich Segler und Boot mit etwas Glück in ein oder zwei Stunden treffen mussten. Zwar erfasste auf diese Weise nun auch sie die nördliche Strömung, doch da das Segelschiff sich ebenfalls nördlich befand, war das nicht weiter schlimm. Jetzt musste es ihnen nur noch gelingen, die Besatzung an Bord des Schiffes auf sie aufmerksam zu machen.



Gegen Nachmittag des Tages nach dem Untergang der *Princess Hope* schien es für den Kapitän und die Menschen, die mit ihm im Boot saßen, keine Rettung mehr zu geben. Der Wind wurde wieder stärker und so hatten die erschöpften Männer keine Chance mehr, gegen die Strömung anzukämpfen. Stunde um Stunde mussten sie mit ansehen, wie das Streifchen Land am Horizont schmaler und schmaler wurde, bis es ganz verschwand. Müde ergaben sich die Menschen ihrem Schicksal. Niemand hatte mehr die Kraft, Hoffnung zu verbreiten. Einige legten sich schlafen, andere ließen den Kopf hängen, wieder andere begannen vor Durst Meerwasser zu trinken. Der Kapitän hatte es aufgegeben, sie daran zu hindern. Wozu auch?

Beinahe hätten sie nicht einmal mehr mitbekommen, dass sich in der Ferne ein Segel näherte. Erst als der Walfänger bereits in Hörweite war, hob einer der Matrosen den Kopf und entdeckte das rettende Schiff. Wo eben noch Totenstimmung geherrscht hatte, regte sich neues

Leben. Die verzweifelten Menschen konnten wieder lachen. Sie winkten den Matrosen an Bord des Schiffes zu, das inzwischen die Segel gerefft und Netze an der Bordwand herabgelassen hatte. Nun war es an den erschöpften Menschen, die letzten Meter zum Schiff hinüberzurudern und die Taue aufzufangen, die man ihnen entgegenwarf. Als das kleine Boot schaukelnd längsseits des Walfängers lag, kletterten Matrosen zu den Schiffbrüchigen hinunter und halfen ihnen an Bord. Pflichtbewusst verließ Kapitän Summers als Letzter das Rettungsboot. Als er über das Netz am Rumpf hochkletterte und gerade im Begriff war, die Reling zu erklimmen, packte jemand seinen Arm und zog den erschöpften Mann an Bord. Als Kapitän Summers sich bei seinem Retter bedanken wollte, blickte er in die Augen des jungen Matrosen, dem er vor scheinbar unendlich vielen Tagen den Ausguck seines Schiffes anvertraut hatte.

Von den Walfängern erfuhr der Kapitän später, dass man das erste Rettungsboot entdeckt hatte, als die Männer gerade im Begriff gewesen waren, in den Hafen von St. John's einzulaufen, um die letzte Ladung dieser Fangsaison zu löschen. Auf Drängen des zweiten Offiziers, der nach dem Untergang der *Princess Hope* noch gesehen hatte, wie zwei der Rettungsboote auf die offene See hinausgetrieben wurden, hatte der Kapitän des Walfängers beigesteuert, um sich auf die Suche nach den Überlebenden zu machen. Jeder wusste schließlich, was es bedeutete, in diesen Regionen Schiffbruch zu erleiden. Man gab den Menschen in dem kleinen Boot höchstens einen Tag. Dann wären sie unweigerlich erfroren.

Und so hatte der Kapitän des Walfängers, der mit den Strömungsverhältnissen vor Neufundland bestens vertraut war, die ungefähre Richtung angesteuert, in die es die Schiffbrüchigen getrieben haben musste. Dass man sie tatsächlich gefunden hatte – darin waren sich alle einig –, grenzte an ein Wunder.

Und was wurde aus den Menschen, die den Untergang der *Princess Hope* überlebten?

Kapitän Summers musste sich vor einem Seegericht verantworten, wurde jedoch freigesprochen, weil er nach Ansicht der Richter keine Schuld am Untergang des Schiffes und am Verlust der kostbaren Fracht trug. Trotzdem hingte der betagte Kapitän nach diesen Erlebnissen seine Kapitänsmütze an den Nagel und übernahm nie wieder das Kommando über ein Schiff. Nur ab und zu fuhr er noch mit einem Boot hinaus aufs Meer, um den Wind und die Wellen zu spüren und wieder dieses Gefühl von Grenzenlosigkeit und Freiheit zu erleben, das ihn auf jeder seiner Fahrten beflügelte hatte.

Der junge Matrose schlug sich, wie viele andere Matrosen der *Princess Hope*, den Winter über in St. John's durch und heuerte im darauffolgenden Frühling auf dem Walfänger an, der sie gerettet hatte. Er blieb dem Fischfang treu, heiratete nach ein paar Jahren die Tochter eines Fischers und fuhr von da an mit einem eigenen – wenn auch viel kleineren – Schiff aufs Meer hinaus. Seine guten Augen behielt er noch viele Jahre und einen Eisberg verwechselte er nie wieder mit einem Wal. Vom größten Fehler seines Lebens erfuhren nur wenige Menschen. Die meisten kannten ihn nur als einen zuverlässigen Mann,

der sich leidenschaftlich für die Rettung Schiffbrüchiger vor der Küste Neufundlands einsetzte.

Die überlebenden Passagiere bekamen von der Rederei zwar den Verlust ihrer Habseligkeiten ersetzt, doch viele überwand den Schrecken jener unheilvollen Nacht an den schroffen Klippen Neufundlands nie völlig. Nachdem man sie im folgenden Frühjahr nach Boston gebracht hatte, gelang es den meisten von ihnen, ihren ursprünglichen Traum von einem guten Leben in der Neuen Welt trotz des herben Rückschlags zu verwirklichen. Manche aber schlugen sich mehr schlecht als recht durch, und einige scheiterten ganz und gar an den Herausforderungen eines Lebens, das sie sich so nicht ausgesucht hatten.

Soweit die Geschichte.

Doch wie kann uns die Erzählung von einer unglücklichen Seereise auf einem Segelschiff vor wer weiß wie vielen Jahren helfen, die heutigen Lebensgeschichten in unserer hoch technisierten und komplexen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts zu verstehen?

Ganz einfach: Sie bündelt unsere komplexe Wirklichkeit in einer weniger vielschichtigen Geschichte. So lässt sie uns – wie durch das gebündelte Licht einer Taschenlampe – die wesentlichen Dinge unserer eigenen Erfahrung des Scheiterns erkennen.

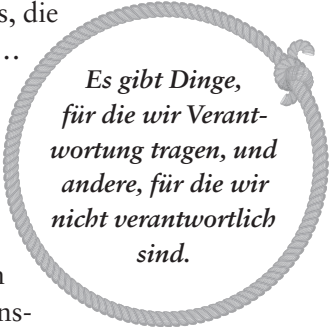
- Sie lässt uns erkennen, dass am Anfang der unheilvollen Reise ein hoffnungsvoller Aufbruch stand – aus dieser Hoffnung können wir schöpfen, auch wenn wir unseren Lebensentwurf möglicherweise völlig umschreiben müssen.

- Sie zeigt uns, dass Scheitern einerseits viel mit menschlichen Fehlern, Schwächen und Grenzen zu tun hat, andererseits aber auch durch Faktoren beeinflusst oder gar ausgelöst wird, die außerhalb unserer Kontrolle liegen. Es gibt Dinge, für die wir Verantwortung tragen, und andere, für die wir nicht verantwortlich sind.
- Die Geschichte lässt uns das Wechselbad der Gefühle erahnen, dem Menschen ausgesetzt sind, deren Welt im wahrsten Sinn des Wortes aus den Fugen gerät. Sie lässt erkennen, wie wichtig es ist, uns einen heilsamen Weg durch derart existenzielle Erfahrungen und Gefühle zu bahnen, statt sie irgendwie wegzudrücken.
- Sie zeigt auch, dass Scheitern keine steile Rutsche ist, die geradewegs in die Katastrophe führt, sondern meist eher das Auf und Ab einer Achterbahn, in dem sich Momente der Hoffnung mit Momenten erneuter Herausforderungen abwechseln – und dass jeder dieser Momente eine Chance ist, wieder sicheren Boden unter die Füße zu bekommen.
- Sie macht uns deutlich, dass es Momente gibt, in denen wir das hinter uns Liegende loslassen müssen – egal wie kostbar es uns war –, um nicht in einen Strudel zu geraten, der uns immer weiter nach unten zieht. Die Hoffnung liegt nicht hinter uns, sondern vor uns.
- Sie lässt uns erkennen, wie wichtig es ist, in unseren Erfahrungen mit Scheitern nicht allein zu bleiben, sondern die daraus folgenden Lebenskrisen in Gemeinschaft mit Menschen durchzustehen, die unsere Not zwar nicht einfach wenden, uns aber doch mit ihren Mitteln und in ihrem Maß zur Seite stehen können.

- Und sie zeigt uns nicht zuletzt, dass selbst ein alles erschütternder Schiffbruch unserem Leben eine Wende geben kann, die zum Guten führt – auch wenn wir dafür keine Garantie haben.

Und dann gibt es da noch ein paar Themen, die in unserer Geschichte nur ganz sacht aufscheinen, uns aber doch auf ganz wichtige „Leuchtbreite“ am Horizont hinweisen:

- Da sind die Gedanken des Kapitäns, die manchmal sagen: *Gott sei Dank ...* Wie ist das mit diesem „Gott sei Dank“ mitten im Scheitern? Wo und wie ist Gott spürbar, erlebbar, wenn wir solche Erfahrungen durchmachen? Wie begegnen wir Gott in solchen Momenten, wenn im Strudel des untergehenden Lebensschiffs auch unser Bild von Gott ins Wanken gerät?
- Und wie ist das, wenn wir in der Krise unseres Scheiterns nicht nur für uns selbst, sondern auch für andere Menschen Verantwortung haben? Als Eltern zum Beispiel? Wie können wir in dieser Situation trotz unseres eingeschränkten Handlungsspielraums gut für die sorgen, die uns anvertraut sind? Die Geschichte zeigt uns, dass dies möglich ist.
- Am Ende der Geschichte erfahren wir, dass sich für den jungen Matrosen, dessen verhängnisvolle Fehleinschätzung zur Kollision mit dem Eisberg führte, alles zum Guten wendet und er sich ein neues Leben auf-



*Es gibt Dinge,
für die wir Verantwortung tragen, und
andere, für die wir
nicht verantwortlich
sind.*

bauen kann, in dem die Vergangenheit eine positive Kraft und kein Klotz am Bein mehr ist. Wie konnte er sich mit seinen Fehlern und seiner Schuld versöhnen? Wie konnte sich das Verhängnisvolle in etwas Heilsames verwandeln?

In den folgenden Kapiteln dieses Buches lade ich Sie ein, diesen „Lichtkegeln“ und „Leuchtstreifen“ unserer Geschichte – der von damals und unserer heute – nachzugehen. Lassen Sie uns gemeinsam erkunden, was uns in Phasen des Scheiterns die Kraft geben kann, unser Leben neu zu gründen.

Am Anfang stand ein hoffnungsvoller Aufbruch

Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
der uns beschützt und der uns hilft zu leben.

Hermann Hesse

Als mein Mann 2008 beschloss, sich selbstständig zu machen und eine eigene Firma zu gründen, erschien der Zeitpunkt besonders günstig. Der Konzern, für den er bis dahin als Ingenieur im Telekommunikationsbereich gearbeitet hatte, war dabei, Stellen abzubauen, und bot Mitarbeitern, die bereit waren, freiwillig zu gehen, gute Abfindungsleistungen und eine bis zu zweijährige Übergangsphase an. Andere Firmengründungen ähnlicher Art waren nachweislich erfolgreich und der Bedarf an schnellen Daten- und Kommunikationsnetzen außerhalb der deutschen Ballungszentren war groß. Weder er noch ich konnte zu diesem Zeitpunkt ahnen, dass nur wenige Monate später eine der schwersten Finanzkrisen unserer Generation auch den deutschen Wirtschaftsraum lähmen sollte. Kommunale Projekte, auf denen die Geschäftsidee meines Mannes aufbaute, wurden gestrichen oder für Jahre auf Eis gelegt. Private Investoren zogen sich zurück. Was gerade noch nach einem sicheren Fahrwasser für unsere persönliche Existenz ausgesehen hatte, entpuppte sich innerhalb kürzester Zeit als tosender

Monstersturm, in dem unser ganzes Familienschiff unterzugehen drohte.

Scheitern beginnt mit einem Aufbruch. Es beginnt damit, dass Menschen sich aufmachen, um etwas zu erreichen. Ein junges Paar schließt den Bund der Ehe, um von da an den Lebensweg gemeinsam zu gehen. Ein Jugendlicher beginnt eine Ausbildung, ein junger Erwachsener ein Studium. Ein Arbeitnehmer schult um oder macht eine Weiterbildung oder sucht, wie mein Mann, den Weg in die Selbstständigkeit ... Es gäbe noch viele Beispiele und vermutlich können auch Sie selbst von solchen Aufbrüchen erzählen.

Gemeinsam ist allen, dass damit sowohl die eigene wirtschaftliche Existenz verknüpft ist als auch die Frage nach Lebensinhalten, Berufungen, Visionen. Ein solcher Aufbruch berührt immer unser ganzes Sein, auch wenn wir uns dessen vielleicht nicht bewusst sind – oder erst im Moment des Scheiterns bewusst werden. Und oft berührt unser Aufbruch auch das Leben anderer: unseres Ehepartners, unserer Kinder, eines Geschäftspartners, der Menschen in unserem Freundeskreis oder in unserer Gemeinde ...

Wenn wir aufbrechen, wird viel Lebensenergie freigesetzt. Sie zeigt sich in unserer Überzeugung für das, was wir uns vorgenommen haben, ebenso wie in unserer Motivation, unsere Sache gut zu machen, und in der Kraft und Leistungsbereitschaft, mit der wir ans Werk gehen. Sie entfaltet sich in unserer Kreativität im Umgang mit Herausforderungen und in der Freude, mit der wir uns an unsere Aufgabe machen.